

Franziska Streun



Betty Lambert | von Goldschmidt-Rothschild | von Bonstetten

Die Baronin im  
**TRESOR**

Romanbiografie

ZYTGLOGGE

FRANZISKA STREUN  
**DIE BARONIN IM TRESOR**

Autorin und Verlag danken herzlich für die Unterstützung:



Burgergemeinde  
Bern



BÜRGER  
GEMEINDE  
THUN



STADT  
THUN

**SWISSLOS**  
Kultur Kanton Bern



energie thun  
da wo du bist



Der Zytglogge Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

5. Auflage 2021

© 2020 Zytglogge Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Thomas Gierl

Coverbild: Foto von Betty aus dem Jahr 1921, © Familienbesitz

Covergestaltung: Michael Streun

Layout/Satz: Zytglogge Verlag

e-Book: mbassador GmbH, Basel

ISBN ePub: 978-3-7296-2298-2

ISBN mobi: 978-3-7296-2299-9

[www.zytglogge.ch](http://www.zytglogge.ch)

Franziska Streun

# Die Baronin im Tresor

Betty Lambert | von Goldschmidt-  
Rothschild | von Bonstetten

Romanbiografie

ZYTGLOGGE

*Für Betty.  
Und ihre Nachkommen.*

## Vorwort

Das Leben meiner Großmutter Betty, die ich zu meinem großen Glück gut gekannt habe, hat mich schon immer fasziniert. Als ich nach dem Tod meiner Mutter im Jahr 2012 zahlreiche Fotoalben, Objekte, Bücher, Fotografien und Erinnerungsstücke fand, entschloss ich mich dazu, ein Buch über meine Großmutter zu verlegen.

In der Folge brachte ich das Gästebuch und die Fotoalben zum Stadtarchiv von Thun und trug meine Idee vor. Ich dachte, dass es auch für die Stadt und ihre Bewohnerinnen und Bewohner interessant sein könnte zu wissen, wer die einstige Besitzerin der Campagne Bellerive gewesen ist und welche Persönlichkeiten im Verborgenen bei meiner Großmutter im <Gwatt> Halt gemacht haben.

Entstanden sind nun sowohl die Biografie <Betty>, die in meinem eigenen Verlag herausgekommen ist, als auch die hier vorliegende Romanbiografie <Die Baronin im Tresor>, die der Zytglogge Verlag herausgibt.

Dass dies überhaupt möglich wurde, ist den umfangreichen Recherchen von Franziska Streun, Journalistin und Buchautorin, zu verdanken. Ich gratuliere ihr zu dieser gelungenen und intensiven Arbeit, das Leben meiner Großmutter Betty aufzubereiten.

Dank ihr können wir deren bewegtes Schicksal und ihr Tun entdecken. Sie lässt die Persönlichkeit meiner Großmutter aufleben und ermöglicht uns, ihr Wesen besser zu verstehen.

*Patrick Cramer*

## Die letzte Woche im <Gwatt>

Martha tritt aus dem Haus und schaut sich stirnrunzelnd um. Der Rauch in der kühl-feuchten Herbstluft irritiert sie. Da entdeckt sie ihren Hans im Garten neben der Villa der Madame. Er wirft Dinge in ein Feuer, eilt unentwegt zur Loggia hin und mit Dokumenten und Gegenständen in den Händen wieder zurück zu den lodernden Flammen.

Sie rennt zu ihrem Mann und streckt dazu die Arme in die Luft. «Hans, Haaaans! Was machst du nur?», schreit sie und kann ihm gerade noch ein paar Fotos und Postkarten entreißen. Aufgeregt wedelt sie mit einem Bild vor seinem Gesicht herum. «Siehst du das? Die Baronin in jüngeren Jahren und der Baron mit der kleinen Ynes.» Mit aufgerissenen Augen betrachtet sie die anderen Fotos: das Herrschaftsgebäude, der Ehrenhof, Kinder im Garten, das Bassin, der Park, der Kanal, in dem früher noch viele verschiedene Fische, Schlangen und Fischotter schwammen. Sie streckt ein paar ausgewählte Aufnahmen mit Personen zu ihm hin. «Da sind wichtige Leute zu sehen. Greta Garbo, hier, oder Grace Kelly – und da, Marc Chagall.» Sie nimmt weitere Abzüge von der Beige an sich und zeigt auf weitere Gäste der Baronin. «Sieh her, das ist einer dieser amerikanischen Offiziere während des Krieges. Und das ist der hochgewachsene Musiker, der oft hier war. Und hier sitzen Diplomaten von überallher in ihrer Loggia.»

Martha kann es kaum fassen. Solch wertvolle Fotos will ihr Mann vernichten. Erinnerungen an die Baronin, für die sie bereits vor dem Krieg als Bedienstete tätig war. «Hans, hast du den Verstand verloren? Wieso verbrennst du all diese Sachen?» Im letzten Augenblick rettet sie ein in

gelbes Leder gebundenes dickes Gästebuch vor den Flammen. Sie reißt es hoch und hält es vor ihre Brust.

Er fährt sich durch die Haare und runzelt die Stirn. «Madame will es so. Sie hat Wucher damit beauftragt, mir diese Aufgabe zuzuteilen.» Dass er kürzlich schon einmal Liebesbriefe, ein altes Gästebuch, Akten, Holzrahmen und Fotos, die er im Estrich der Baronin gefunden hatte, verbrennen musste, verschweigt er seiner Frau.

«Dieses Gästebuch musst du unbedingt zurück auf den Tisch im Vestibül legen!»

Martha und Hans stehen nebeneinander am Feuer und beobachten die Flammen, die knackend und zischend die persönlichen Objekte der Baronin in Asche verwandeln.

Der Abschied steht bevor.

Montag, 17. Oktober 1960

Starr gefroren liegt ihr Körper im schwarzen Nichts. In einem Stahltresor, der sie zu ersticken droht. Sie sieht nichts, sie ist eingesperrt. Geschützt und isoliert zugleich. Sie möchte fliehen, doch ihre Beine sind steif. Sie will sprechen, doch ihre Lippen sind hart. Sie hört ihr Herz hämmern. Fremde Stimmen dringen aus der Ferne zu ihr herein. Sie hört Scharniere, die quietschen. Die Schranktür wird geöffnet und gibt den dahinterliegenden Tresor frei. Endlich kommt jemand, um sie zu befreien. Keine Einsamkeit mehr in ihrem eigenen Gefängnis, in welchem ihre Gefühle für die Menschen unerreichbar sind. Erleichtert atmet sie auf.

Doch der Tresor bleibt verriegelt. Und sie gefangen in ihrem eigenen Panzer.

Betty schnappt nach Luft. Wieder dieser Albtraum. Nur zögerlich weicht das beklemmende Gefühl von ihr. Scrumpi, einer in einer Reihe von Welsh Corgi Pembrokes, ist vom Kissen am Boden aufgesprungen und kratzt mit seiner Vorderpfote am Ärmel ihres seidenen Nachthemds. Langsam beruhigt sie sich und streicht ihrem Hund über das hellbraun-weiße Fell. «C'est bon, tranquille. Va te coucher.»

Sie hört die Tritte von Scrumpis Pfoten auf dem Parkett und versucht, sich im dämmerigen Licht des anbrechenden Morgens zurechtzufinden.

Wieder dieser Traum. Sie hasst ihn. Eingesperrt im Korsett ihrer Disziplin, einem Panzer gleich, der sie gefangen hält wie in einem Tresor. Sie denkt an den

dreiteiligen Koloss aus Stahl, den sie in der früheren Bettnische im heutigen Fumoir im Erdgeschoss einbauen und mit Schranktüren tarnen ließ. 1923 war das; sie war gerade hochschwanger mit Ynes. Dort lagen nebst ihrem Schmuck die Briefumschläge mit den Löhnen für die Bediensteten, Bargeld für Rechnungen, Wertsachen – und während des Zweiten Weltkrieges zudem Lebensmittel vom Schwarzmarkt. In Zeiten der Judenverfolgung hätte sie sich oder Freunde auf der Flucht darin vor der Polizei versteckt. Daher nennt Betty ihn auch <Personentresor>.

Sie friert im Bett, zieht die Decke unters Kinn und starrt auf den weinrot-samtigen Baldachin über ihr. Wieso träumt sie diese immer gleiche Szene? Warum die Kälte? Die Mauern? Die Starre?

Während das Licht der aufgehenden Sonne zunehmend durch die Ritzen der Fensterläden in den Raum dringt, greift sie nach dem weißen Zündholzbriefchen neben dem Telefon auf dem Nachttisch. Ihr Name ist in Gold in den Karton eingraviert. Betty. Sie starrt auf diese fünf Buchstaben, als ob sie in ihnen die Geschichte ihres Lebens Revue passieren sähe.

Der feuchte Herbstnebel hängt noch vor den Fensterscheiben. Ungeduld steigt in ihr hoch. Wo bleibt Joseph? Der Butler sollte einfeuern. Worauf wartet Edvige? Die Zofe müsste die Kleider richten und das Bad einlassen.

Sie schiebt die linke Hand zur kalten Bettseite hinüber und berührt ihre <Hermes>. Die Schreibmaschine ist ihre treue Begleiterin und ihr Draht zur weitverzweigten Welt ihres Bekanntenkreises und ihrer Verwandten. Der angefangene Brief an ihre Freundin Clarice ist eingespannt. Auf dem Papier ist rechts oben <BELLERIVE. GWATT près THOUNE (Canton de Berne). Téléph: 188> schwarz aufgedruckt.

Bettys Gedanken kreisen. Heute leitet sie den Abschied von ihrem <Gwatt> ein. So nennt sie ihren Sommersitz im

Dörfchen mit dem Namen Gwatt am Rande der Stadt Thun. Vor 39 Jahren hat sie den südlichsten Berner Landsitz – die Campagne Bellerive – samt Park am Ufer des Thunersees ihrem Schwiegervater abgekauft. Jetzt, mit 66, sagt sie Adieu.

Der Gedanke an einen Verkauf ist ihr erstmals vor drei Jahren gekommen. Wegen des zunehmenden Verkehrs verbreiterten die Behörden die Straße, die seit 1672 als Karrenweg und seit 1820 als Landstraße den Park vom Herrensitz trennt. Zudem bauten sie zu beiden Seiten des breiten filigranen Eisentors in den Ehrenhof dem Gehsteig entlang eine Mauer. Vermehrt langweilt sie sich und vieles ist ihr zu anstrengend geworden. Für die Einladungen, die Campagne und die Reisen in den Wintermonaten beschäftigt Betty manchmal bis zu zwanzig Bedienstete.

Bereits Ferdinand, ihr Sohn, hat ihr ans Herz gelegt, sich von ihrem Kleinod zu trennen: «Lange kannst du das <Gwatt> und deinen Lebensstil kaum mehr finanzieren», hallen seine Worte nach. Die kalkulierenden Worte eines Banquiers. Alles ist teurer, und das Geldanlegen weniger ertragreich geworden.

Er hat recht, denkt sie. Jetzt ist es so weit. Sie, Betty Esther Charlotte Laure Lambert, geschiedene von Bonstetten und geschiedene von Goldschmidt-Rothschild, schlägt heute, Montag, ein neues Kapitel in ihrem Leben auf. Um dem Stadtpräsidenten von Thun und dem Regierungsratspräsidenten des Kantons Bern ihre Bedingungen für ihre Campagne darzulegen, hat sie die beiden Amtsvertreter zu sich bestellt.

Im Frühjahr wird sie nach Genthod in die Nähe ihrer Tochter Ynes ziehen. Die Villa <La Manne> mit Blick auf den Genfersee ist dank einer Heizung ganzjährig bewohnbar und der perfekte Ort für ihren Lebensabend.

## **1894, eine kleine Prinzessin in Brüssel**

Im weißen Spitzenkleid kniete Betty auf dem Boden inmitten der Spielsachen aus aller Welt: eine Automatendose mit vier Musikern, ein reich gefülltes Puppenhaus, Bälle, Plüschtiere und eine Miniaturkutsche aus Blech. Ihre dunklen Locken fielen ihr über die Schultern, eine weiße Schleife steckte über ihrer hohen Stirn. In einer Hand hielt Betty den ledernen Zügel eines geschnitzten Holzpferdes, dessen Mähne aus echtem Haar den Hals bedeckte. Vor ihr lagen Bilderbücher, neben ihr saß Fluffy, ihr kleiner Jagdhund.

«Bald ist es so weit, nur noch ein paar Mal schlafen, dann sind wir bei Ihren Cousinen in Paris», hörte sie ihre Gouvernante Rahel sagen, die stets bei ihr war, sie beobachtete und kontrollierte. «Baronesse, Sie sind bald bei Sybil, Antoinette und Marguerite.»

Betty nickte, wollte ein starkes Mädchen sein und hielt ihre Tränen zurück. «Niemand ist da, um mit mir zu spielen, liebes Pferdchen, lass uns ausreiten», flüsterte sie und zupfte am Zügel. Dann fragte sie ihre Gouvernante: «Oder kommt Claude bald wieder zurück, um mir vorzulesen?»

Rahel schüttelte den Kopf. «Der Lehrer unterrichtet noch Ihre ältere Schwester. Doch Baronesse Claude kommt bestimmt am Abend zu Ihnen.»

Betty hob die Puppe hoch, die auf ihrem Knie lag, drückte sie fest an sich und sumgte ihr ein Liedchen. Die mit Rüschen verzierte Haube lag am Boden. Betty hatte sie vom Kopf gelöst. Als sie draußen im Korridor Schritte hörte, hielt sie den Atem an. Dazu kralte sie Fluffy den Kopf.

«Das ist Ihre Mutter», erklärte Rahel, als sie Bettys Unruhe bemerkte. «Freuen Sie sich. In Paris wird ein Fotograf euch vier Prinzessinnen ablichten.»

Rahel war eine der Dutzenden von Bediensteten, die als Gouvernante, Butler, Zofe, Chauffeur, Koch, Büglerin oder

Wäscherin die ihnen zugeteilten Aufgaben erfüllten. Strenge Regeln wie am Hofe und wie für die Rothschild-Dynastie üblich bestimmten den Tag, die Erziehung und jeden Handgriff.

Bettys Eltern waren Léon Lambert aus Brüssel und Zoé Lucie Betty Baronesse de Rothschild aus Paris. Er war Banquier, Rothschild-Agent und Financier des belgischen Königs Leopold II. Zudem war Bettys Vater Präsident des Israelitischen Zentralkonsistoriums in Belgien und damit der ranghöchste Jude im Land - und hatte daher das höchste Amt in der Vertretung jüdischer Belange in Belgien inne. Bettys Mutter war die älteste Tochter von Gustave, mit vollem Namen Gustave Samuel Baron de Rothschild. Er war der mittlere Sohn von James, ihrem Urgroßvater. Mit 19 war James als Jakob und jüngster der fünf Söhne von Dynastiebegründer Mayer Amschel aus dem Frankfurter Ghetto nach Paris gekommen, verzichtete jedoch sein Leben lang auf die französische Staatsbürgerschaft.

Betty erhob sich, ging zu Rahel und legte ihren Kopf auf ihren Schoß. «Ich würde gerne mit anderen Kindern spielen. Wieso darf ich das nicht?»

Die Gouvernante fuhr mit der Hand über Bettys Wange und nahm die Bürste vom Frisiertisch, um ihr das dichte Haar zu kämmen.

«Darf ich heute, wenn Vater heimkommt, nur dieses eine Mal, mit ihm am Tisch essen? Nie ist er da, und Maman nimmt mich nie in den Arm.»

Rahel zupfte Bettys Röckchen gerade. «Vielleicht dürfen Sie der Baronin wieder einmal beim Malen zuschauen, ich werde ihre Zofe fragen.»

Gustave de Rothschild war seinem Schwiegersohn Léon Lambert ein väterlicher Freund. Gustave war es auch, der die Ehe mit Léon und seiner Tochter Lucie arrangiert hatte. Bettys Mutter war eine Künstlerin. Sie zeichnete und malte

gekonnt Porträts. Täglich dirigierte Lucie, einer Unternehmerin gleich, eine Schar Bedienstete und erfüllte jegliche Pflichten einer Gastgeberin in Rothschild'scher Verschwiegenheit und Perfektion. Als sie Betty am 22. März 1894 zur Welt brachte, war sie einunddreißig und ihr Gatte Léon dreiundvierzig. Bettys Altersunterschied zu den älteren Geschwistern war groß. Ihre Schwester Claude war bereits zehn und Bruder Henri sieben.

Die Familie lebte in Brüssel in einem Stadtpalais, dessen Kauf Gustave ermöglicht hatte, mit geräumigen Zimmern, hohen Decken, langen Korridoren und Zimmerfluchten. An den Wänden hingen Gemälde und Kunstwerke, in den Bibliotheken reihte sich Buch an Buch. Schwere Sekretäre, flauschige Fauteuils und Antiquitäten aus aller Herren Ländern schmückten die Räume, die im Winter durch das Feuer im Kamin warmgehalten wurden. Stuckaturen verzierten die Decken, an denen riesige Kronleuchter hingen. Überall dekorierten Skulpturen, Porzellan und Blumen die Gemächer.

Im Stadtpalais befand sich zugleich Vaters Bank. Léon unterstützte König Leopold II. dabei, dem noch jungen Staat Belgien zu mehr Größe zu verhelfen und dessen privaten Freistaat im Kongo zu errichten. Dafür hatte der König ihn 1896 in den Adelsstand erhoben, und Léon, wie viele der Männer in seinen Kreisen ein Freimaurer, erhielt den Titel eines Barons.

Betty sprang früh aus dem Bett. Am Abend zuvor waren sie aus Brüssel mit dem Zug angereist und mit der Kutsche, die von glänzenden Rappen gezogen wurde, durch die kalte Nacht zu Großvaters Stadtpalais in der Pariser Innenstadt gefahren worden. Auf den Straßen lag Schnee, und Betty hatte sich vorgestellt, wie sie einen Schneemann bauen würde. Vor dem Einschlafen hatte Rahel ihr angekündigt, sie würde mit den Cousinen frühstücken. Nun wartete sie

auf die Gouvernante, die sie ankleiden und mit ihr hinunter an den Tisch gehen würde. Als es klopfte, hüpfte Betty zur Tür.

«Bonjour, Baronesse», begrüßte Rahel sie.

Betty sah in ihrem Gesicht sofort, dass alles anders sein würde – wie so oft. Deshalb stemmte sie die Hände in ihre Hüften und sagte voller Stolz: «Ich habe meine Vorfreude gezügelt, Rahel. Die Cousinen werden bestimmt später eintreffen – oder nicht?»

Rahel kniete zu ihr hinunter, was sie sonst nie tat. «Baronesse», murmelte sie, und Betty wusste, dass etwas Schlimmes geschehen sein musste. «Ihre Tante, Baronin Juliette, ist gestern verunfallt. Deshalb werden Sie Antoinette und Marguerite, Ihre beiden Cousinen, erst in ein paar Tagen sehen. Nur Ihre Cousine Sybil wird beim Frühstück auf Sie warten.» Sybil war die Tochter von Aline, der älteren Schwester von Bettys Mutter, die in London lebte. Sybil war wie Betty drei Jahre alt. Bettys Tante Juliette starb an den Folgen des Sturzes.

Betty war ein lebhaftes Mädchen, quirlig, lustig, aufgeweckt, wild und fröhlich. Doch dies sollte ihr abgewöhnt werden. Prinzessinnen müssen jede Benimmregel strikt einhalten, hörte sie unentwegt. Niemals am Tisch die Ellbogen aufstützen, lachen oder sprechen – und schon gar nicht mit vollem Mund. Disziplin und Kontrolle waren oberstes Gebot. Sie, ein unbändiges, neugieriges Mädchen, durfte je länger, je weniger rennen oder gar reiten, sollte still sein, statt sich zu bewegen – das war für Betty schier unmöglich.

Von den Tätigkeiten des Vaters bekam sie wenig mit. Er war selten zu Hause, sondern oft für seine Geschäfte unterwegs. Als sie fünf Jahre alt war, durfte sie eines Tages mit ihren Geschwistern im Park von Tervuren anlässlich der Völkerschau drei kongolesische Dörfer mit echten Bewohnerinnen und Bewohnern anschauen gehen.

«Papa will, dass Claude und du den Besitz des Königs auf dem afrikanischen Kontinent kennenlernt. Deshalb gehen wir an die Weltausstellung am Rande der Stadt», sagte Henri und hieß Rahel, Betty für den Ausflug vorzubereiten.

Mit der Kutsche fuhren sie zusammen mit den Eltern und den Gouvernanten hin, stiegen aus und mischten sich unter die Menschenmenge.

«Diese Völkerschau ist modern und wichtig, um sich zu bilden», erzählte Henri, als sie vor einem der Dörfer und den fast unbedeckten Menschen stehen blieben. Betty staunte und wusste nicht, wohin sie schauen sollte. Nie hatte sie andersfarbige Haut gesehen.

«Das sind echte Kongolesen, sogenannte <Wilde>, sagt Vater», erklärte Henri. «Papa hat mitgeholfen, diese Völkerschau für den König zu organisieren. Sie ist eine Attraktion dieser wichtigen Weltausstellung in unserer Stadt.» Zudem lasse Leopold II. derzeit ein königliches Museum für Zentral-Afrika und für Forschungen bauen. «Nächstes Jahr wird es eröffnet, und danach können wir Kunst aus dem Freistaat des Königs sehen.»

Betty wäre gerne wie andere Kinder gerannt. Sie langweilte sich. Bald brachte Rahel sie und Claude nach Hause, während Henri sich mit Vater, Mutter und anderen Leuten entfernte. «Ich möchte bei ihnen bleiben», quengelte Betty. Doch als sie Rahels verengte Augen sah und eine Strafe fürchtete, ließ sie sich in die Kutsche schieben.

Wie ihre Eltern, Großeltern und Urgroßeltern in Paris führte Bettys Mutter im Stadtpalais in Brüssel einen kosmopolitischen Salon, in dem sich Menschen aus nah und fern trafen. Zum Salon gehörte Lucies Galerie, in der sie eigene, aber ebenso Werke anderer Künstlerinnen und Künstlern ausstellte.

Wenn Mutter Besuch hatte, wäre Betty am liebsten dabei gewesen. Doch das war verboten, genauso wie das Mitessen am Tisch. Dabei hätte Betty gerne mit Claude und Henri gespiesen und den Gesprächen gelauscht. Doch alleine die Frage danach führte bei der Gouvernante zu einem Blick, der Bettys Hoffnungen sofort im Keim erstickte.

«Später, liebe Baronesse, wenn Sie älter sind», sagte diese jedes Mal.

Bettys Eltern sprachen Einladungen für Diners, literarische Treffen und Hauskonzerte aus. «Auch heute wird eine Gästeschar erwartet», kündigte Rahel Betty an, und sie wusste, dass sie isoliert bleiben würde. Manchmal schlich sich Betty auf den Korridor und kuschelte sich möglichst nahe der Tür zum großen Salon auf einen Sessel. Sie liebte diese Atmosphäre. Aus ihrem Versteck beobachtete sie die Butler, roch den Tabak, hörte das Gekicher der behüteten Damen und ihre Gespräche über die neusten Modekreationen. Ihr war egal, dass die bärtigen Männer in ihren schwarzen Frackanzügen über Dinge sprachen, die sie nicht verstand. Sie fand es interessant, ihnen dabei verbotenerweise zuzuschauen, wenn sie im Fumoir Tabak schnupften und Zigarren schmauchten.

Wenn Betty die Schritte der Gouvernante näher kommen hörte, schlich sie sich wieder ins Zimmer. Vor allem aber fürchtete sie sich davor, dass ihre Mutter sie erwischen könnte. Nie vergaß Betty das Bild, wie Mutter einmal mit hoherhobenem Rohrstock im Raum gestanden und mit der Gouvernante geschimpft hatte. «Ihr gehört eine Tracht Prügel.»

Sie fand die weitverzweigte internationale Verwandtschaft unüberschaubar riesig. Bei Familientreffen saß sie an langen Tischen inmitten ihrer Sippe. Manchmal konnte sie unter den gepflegten Damen in ihren üppigen

Röcken nicht einmal mehr ihre eigene Mutter erkennen. Trotz oder gerade wegen des regen Treibens fühlte sich Betty oft verloren, einsam und nicht zugehörig.

Ständig reiste sie mit zu Verwandten und Freunden – von Brüssel nach London, nach Paris oder sonst wohin. So fuhr sie mit in die Schweizer Berge oder ans Meer, etwa nach Deauville, Biarritz und Knokke-le-Zoute. Manchmal war sie dabei, wenn Familienmitglieder Pferderennen und Polospiele besuchten, verfolgte die Jagd in Großvaters Park oder besichtigte in den Gestüten der Verwandten die Fohlen. An hohen Feiertagen musste Betty zusammen mit den Geschwistern in die Synagoge.

Claude und Henri waren Bettys Vorbilder. In ihrer älteren Schwester sah sie gar eine mütterliche Vertraute.

Betty schlüpfte morgens manchmal zu Claude unter die warme Decke und schaute der Zofe zu, wie sie ihnen beiden das Frühstück auf dem Tablett servierte. Ihre große Schwester las gerne und brachte die Leute zum Lachen; insbesondere dann, wenn Mutter weit weg war. Betty liebte es, mit Claude im Bett zu verweilen, und stellte ihr wissbegierig Fragen. Eines Tages nahm Betty allen Mut zusammen und wollte von ihrer Schwester erfahren, weshalb Mutters Bauch kugelrund war. «Wie schlimm steht es um Maman?», fragte sie besorgt.

«Oh, das musst du sie selbst fragen», antwortete Claude zu ihrer Überraschung. Sonst wusste ihre Schwester stets eine Antwort. «Vielleicht hat der Koch den Teig zu lange stehen lassen, dass er Mutter zum Platzen bringt», sagte Claude mit weit geöffneten Augen und schmunzelte dazu. Betty erschreckte diese Vorstellung.

«Das war nur Spaß», beruhigte Claude ihre Schwester. «Frag Rahel, dann klärt sich alles. Komm, lass uns jetzt frühstücken.»

Nur wenige Tage später eilte der Arzt ins Haus und brachte eine Frau mit.

«Das ist eine Hebamme», versuchte Claude Betty verständlich zu machen und verschwand mit der Frau zu Mutter ins Zimmer.

Betty musste draußen bleiben und hörte Mutter stöhnen. «Komm, wir gehen, das verstehst du mit deinen fünf noch nicht», sagte die Gouvernante und nahm sie bei der Hand. Betty hätte in ihrem Salon spielen sollen, doch sie war viel zu aufgeregt und zu irritiert und fragte sich ständig, was mit Mutter war. Nach einer Weile, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, ging die Tür auf. Claude streckte ihren geröteten Kopf ins Zimmer und verkündete: «Wir haben ein Schwesterchen. Renée heißt es.»

Betty freute sich, durfte allerdings das Baby nur ab und zu mit ihrer Gouvernante besuchen.

«Schau, wie süß», frohlockte die Amme ihrer kleinen Schwester, während sie Renée schaukelte und an ihrer Brust trinken ließ.

Wegen des Altersunterschieds zu ihren Geschwistern war Betty nun noch mehr alleine und auf sich gestellt. Immer mehr erschuf sie sich ihre eigene Fantasiewelt, in die sie sich zurückzog. Sie lernte, ihre Gefühle hinter einer Maske und beherrschter Körperhaltung zu verstecken.

\*

Ein Knall reißt Betty aus ihren Erinnerungen. Erschrocken setzt sie sich auf und schaut sich um. Doch sie hört nur die gewohnten Geräusche der Bediensteten. Den Boden, der unter ihren Tritten knarrt, das Gemurmel, wenn sie miteinander sprechen. Ein vertrauter Klangteppich. Büglerinnen und Wäscherinnen im Dachgeschoss, Gärtner im Park und vor der Loggia, der Chefkoch in der Küche, der Chauffeur und Gutsverwalter bei seinen Kontrollgängen.

Kritisch kontrolliert sie den roten Lack auf den Nägeln und ignoriert, dass das Rauchen gelbe Spuren auf ihren

Fingern hinterlässt.

Noch immer liegt sie im Bett. Sie hasst es aufzustehen, wenn es im Zimmer kalt ist. Und ebenso, wenn sie auf Bedienstete warten muss. In solchen Momenten fahren ihre Gedanken Karussell und durch ihren Kopf jagen Schreckensgespinste, die das Altern seit Kurzem bei ihr auslöst: die Angst vor Demenz und Gebrechen. Oder die Befürchtung, dass ihre Nächsten dereinst ihrer Beerdigung fernbleiben und froh über ihr Ableben sein könnten.

Betty konzentriert sich auf ihre bevorstehende Woche des Abschiednehmens. Es weckt in ihr Unbehagen. Ab morgen werden jeden Tag mehr Verwandte ins <Gwatt> reisen. Sie werden verdrängte Erinnerungen und ihre Abneigung gegen ihre Familie wachrufen. Sie weiß schon jetzt, dass die Enkelkinder sie ärgern werden, wenn sie unartig sind. Das erträgt sie kaum. In solchen Momenten fühlt sie sich in ihre Kindheit zurückversetzt, als sie den unverhandelbaren Regeln ausgeliefert war und jeder Verstoß zur Folge hatte, dass sie gezüchtigt wurde. Ihre Enkelkinder indes müssen weder Strafen mit Worten noch mit harter Hand aushalten. Das findet sie falsch - und korrigiert diesen Missstand mit der ihr in der eigenen Kindheit anerzogenen Disziplin, Zucht und Ordnung. Zudem stört Betty, dass sie in ihren Enkelkindern die Welt außerhalb ihres Universums erkennt und dass mit ihr dereinst dieser Zeitgeist und ihre Lebensgeschichte verschwinden werden.

Sie wendet sich unter der Decke zum Fenster hin und schaut Scrumpi zu, der im Kissen eingerollt wieder eingeschlafen ist und leise schnarcht. Sie seufzt.

«Edvige, Edviiiige!», ruft Betty nun ungeduldig ihre erste Kammerzofe herbei. Endlich hört sie das Stakkato ihrer Tritte lauter werden. Dann das kurze dreimalige Klopfen.

«Entrez!»

Scrumpi knurrt, doch seine Rute trommelt freudig.

«Bonjour, Madame la Baronne», sagt die Zofe, als sie durch die Doppeltür tritt, sich mit einem Knicks hinstellt und auf die Anweisungen des Tages wartet. Verspielt umrahmen die graubraunen Locken das sonnige Gesicht der Italienerin, die wie üblich unter der weißen Spitzenschürze ein graues Kleid und auf dem Kopf die weiße Haube trägt.

«Bonjour, Edvige. Enfin!»

Nur Edvige, Joseph und der Chefkoch, den alle <Chef> nennen, dürfen in Bettys Anwesenheit in ihr Schlafgemach. Die drei sind es auch, welche als einzige aller Bediensteten mit ihr nach Genthod ziehen werden.

«Joseph wird gleich einfeuern und Ihnen das Frühstück bringen.» Edvige lächelt verunsichert. «Ein strahlender Spätherbsttag. Merveilleux! Die Sonne hat den Schnee vom Samstag auf den Wiesen bereits geschmolzen!»

«Très bien. Sehr gut.»

Täglich bespricht Betty mit ihrer Zofe Kleider, Schmuck und Schuhe, bestellt Coiffeur, Schneider oder Masseur. Sie fordert von allen absolute Perfektion, stets taktvolles und unauffälliges Verhalten. Kein Wort im falschen Moment, kein Lächeln zu viel, keines zu wenig. Sie duldet kein Staubkörnchen, weder auf den Parfümflakons auf ihrem Frisiertisch noch sonst irgend wo im Haus. Die Seidenstrümpfe und die Schuhpaare gehören stets je in ein eigenes Säckchen zurück. Jeden Tag frische Bettlaken, für jede Aktivität die passenden Kleider.

Sie will endlich aufstehen. «Bereiten Sie mein Bad vor! Heute ist ein außergewöhnlicher Tag.»

Edvige macht einen Knicks.

«Um elf Uhr kommt der Friseur, um zwei Uhr trifft mein Besuch ein.» Betty wirft die Decke zurück. «Et puis, chère Edvige, schicken Sie mir bitte Joseph. Pour le petit déjeuner. Ich will frühstücken.»

Als sie sich umdreht und aus dem Raum geht, kündigt sie den Butler an und hält Joseph die Türen zum Schlafzimmer offen.

«Bonjour, Madame la Baronne! Was für ein wundervoller Tag heute.»

Betty lächelt und beobachtet den hochgewachsenen, schlanken Belgier mit Stirnglatze, der seinen Beruf des möglichst unsichtbar-lautlosen livrierten Dieners in weißen Handschuhen leidenschaftlich gerne zelebriert. Mit ausladender Bewegung positioniert er das Frühstück auf der Bettdecke.

Sie mustert das Tablett. Schwarztee, frisch gepresster Saft und hellbraune Toasts ohne Kruste. Geräucherter Lachs, sämiger Camembert aus der benachbarten Käserei, gepellte runde Tomätchen und frische Kräuter aus dem Garten. «Très bien, merci.»

Sie spricht mit ihren Bediensteten Französisch und will möglichst auch in ihrer Muttersprache angesprochen werden. Mit Gästen und Freunden wechselt Betty allerdings fließend zwischen Französisch, Englisch und Deutsch. Italienisch und Spanisch versteht sie problemlos – mittlerweile gar den Schweizer Dialekt. Doch dessen rauen Klang verabscheut sie. Was hingegen kaum jemand mehr weiß: Betty hat als Kind auch Flämisch verstanden. Doch nur, wenn sie an ihre heimliche Jugendliebe denkt, erinnert sie sich an diese Sprache.

Kurz nachdem Joseph das Zimmer verlassen hat, hört Betty die melodiöse Stimme ihres Chefkochs aus Rom hinter der Tür. «Madame la Baronne?» Jeden Morgen erwartet sie seine gute Laune.

«Entrez!»

Mit Schwung tritt der <Chef> ins Schlafzimmer und bleibt mit dem Rücken zur Türe stehen. Wie immer sitzt die weiße Kochmütze leicht schräg. Die weiße Schürze hat er um seinen beleibten Körper geschnürt. «Bonjour, Madame

la Baronne», begrüßt der nahezu zwei Meter große Italiener sie mit seinem Lächeln, welches die Lücken zwischen seinen zu klein geratenen Zähnen entblößt.

Sie nickt und beobachtet den Maestro, der fast gleich alt ist wie sie.

Wie jeden Tag geht sie mit dem Küchenchef Gäste, Speisepläne und Einkäufe durch. Gemüse und Salatblätter müssen klein sein, die Ware frisch, und von allem will sie nur das Beste. Nur das Beste ist gut genug, so hat Betty es gelernt, so erwartet sie es. Wichtig sind ihr zudem Süßspeisen und niemals isst sie Knoblauch oder Reste.

Der Maestro zückt das Notizbuch und setzt mit einem Augenzwinkern den Stift zum Schreiben an. «Madame la Baronne, was darf ich heute für Sie und Ihren Besuch auf die Teller zaubern?»

Sie geht hinüber ins Zimmer neben dem Bad, wo Edvige auf sie wartet. Betty fühlt sich müde, angespannt und aufgekratzt zugleich. Müde vom Leben, von den Menschen, die ihre Manieren vergessen, oft ungenau, schludrig und unzulänglich sind. Aufgekratzt, weil die kommenden Tage sie mit der Vergangenheit konfrontieren werden. Sie sehnt sich nach innerem Frieden und Aussöhnung und stellt sich ans Fenster. Ihr Blick wandert hinüber zu ihrem Park, dem sie das Kleid eines englischen Landschaftsgartens mit exotischen Bäumen gegeben hat. Langsam steigt die Sonne am Horizont des klaren Herbsthimmels. Die wärmenden Strahlen verdrängen den Morgennebel und geben die Sicht über den See und bis zu den Bergen frei.

Betty schaut nach links hinunter zum Gebäude, wo über den Garagen mit ihren Limousinen ihr Gutsverwalter und Chauffeur Max Wucher und seine Frau wohnen. Max, ein Flugzeugmechaniker, den ihr Ferdinand 1936 vermittelt hat, reinigt die Weißwandpneus. Sie sieht ihn zwar nicht, doch sie hört sein Summen und den Schwamm, wenn er

diesen ins Wasser im Kübel eintaucht. Ihr gehen die Worte von Mutter durch den Kopf: «Vergiss nie: Sie sind die Dienstboten, und wir sind wir.»

Im graublauen Deux-Pièces und mit der silbernen Perlenkette um den Hals geht Betty hinaus in den Korridor. Seidene Strümpfe schmeicheln den schmalen Fesseln und Beinen, der eng anliegende Rock betont die schlanke Figur. Sie steigt die geschwungene Treppe hinunter. Jeder Tritt trifft die Mitte des roten Teppichläufers auf den Stufen. Dazu gleiten ihre langen Finger über das schmiedeeiserne Geländer, bis ihre Füße in den ledernen Salvatore-Ferragamo-Ballerinas auf dem Marmorboden im Vestibül aufsetzen.

Sie saugt den Duft des pastellfarbenen Straußes aus exotischen Blumen ein, die ihr Gärtner für sie züchtet. Die Vase steht auf dem Tisch neben ihrem Gästebuch, das in gelbes Leder gebunden ist. In jedem Moment und in jeder Bewegung dieser Tage steckt ein Hauch des letzten Mals.

Sie lässt sich von Joseph in den Mantel helfen. Ihr morgendlicher Spaziergang über den Rundweg im Park ist Tradition. Der Dose auf dem Tisch entnimmt sie eine lange dünne Vogue und das Mundstück. Als der Butler ihr das Hauptportal öffnet, rennt Scrumpi an ihr vorbei ins Freie. Der kurzbeinige Hund ist einer von vielen, die stets mit Betty gelebt haben, manchmal waren es drei und mehr Tiere gleichzeitig. Pudel, deutsche oder belgische Schäferhunde und vor allem Welsh-Gorgis.

Im Peristyl stellt sich Betty zwischen die Säulen. Tief zieht sie den blauen Rauch ein. Die majestätische Aussicht, die sich ihr von dieser Stelle aus zum Park und über den Kanal bietet und am Horizont mit dem Oberländer Dreigestirn Eiger, Mönch und Jungfrau endet, dürfte ihr am meisten fehlen. Wenn die Türen in der Villa beidseitig geöffnet sind – im Vestibül und auf der hinteren Seite im Gartensaal –, erstreckt sich von der westseitigen Allee bis

zum Kanalende eine monumentale direkte Linie von 550 Metern Länge.

Zielstrebig geht sie über den Kies im Ehrenhof, den <Cour d'Honneur> im Osten des Herrengebäudes. Scruppi bei Fuß hält sie kurz auf dem Gehsteig, überquert die Hauptstraße und betritt den Park. Das Sonnenlicht spiegelt sich in der Sonnenbrille, von denen Betty Dutzende besitzt und die sie bereits getragen hat, als im Dörfchen noch kaum jemand wusste, dass es so etwas überhaupt gibt.

### **1904 zog Claude nach Paris**

Betty war zehn Jahre alt, als Vater die Ehe zwischen ihrer älteren Schwester und dem Banquier Jean Stern in Paris arrangierte. Claude heiratete in der Synagoge in Brüssel am 8. März 1904 und zog danach in die Metropole der Mutter.

Betty stand inmitten ihrer Cousinen in der Synagoge und wimmerte leise, was wegen der lauten Männerstimmen ohnehin niemand hörte. Wie würde Betty in Brüssel ohne ihre Schwester zurechtkommen. Niemand kümmerte sich an der Feier um Betty. Sie sah Claude und beobachtete sie unter der Chuppa, dem Traubaldachin. Sie feierte und sang mit, doch ihr war nicht zum Lachen zumute.

Der Abschied von Claude war für Betty einschneidend, was sie mit jedem Tag mehr und mehr realisierte. Sie hatte ihre zehn Jahre ältere Schwester verloren und blieb in Brüssel zwischen ihrer fünfjährigen Schwester Renée und dem siebzehnjährigen Bruder Henri verloren zurück. Nichts vermochte sie zu trösten, auch nicht Claudes Brautstrauß, den sie nach dem Fest behalten durfte. 16 Monate später brachte Claude in Paris ihre Tochter Simone zur Welt.

Ohne Claude, die ihr die Verwandten jeweils einzuordnen half, fehlte Betty der Überblick über die Familienverbände. Sie konnte sich kaum alle Namen und

Zugehörigkeiten merken. Der Druck daheim, sich von der kindlichen Prinzessin zur erhabenen Baronin zu entwickeln, langweilte sie. Lieber wäre sie unbeschwert und übermütig geblieben, statt im Gefängnis der eisernen und jüdischen Erziehung und des umfangreichen Unterrichts in den eigenen vier Wänden eingesperrt zu sein. Sie gehorchte zwar artig, begann jedoch, sich immer mehr zu verschließen. Sie versteckte sich hinter den Büchern und dem Lernen.

Sie las, lernte und ließ sich belehren. Sie spielte Instrumente, obwohl es ihr keine Freude bereitete. Doch je mehr sie versuchte, ihren Vater zu beeindrucken, desto mehr ignorierte er sie, fand Betty. Nie gab sie allerdings die Hoffnung auf, dass er sie eines Tages loben und sie wie Henri mit außer Haus nehmen würde, um ihr zu zeigen, was er tagesin, tagaus tat.

Der Drill war der Tradition geschuldet, wie eine Rothschild-Tochter zu sein hatte: beharrlich und neugierig bleiben, hart arbeiten, Spitzenleistungen anstreben, die Welt zu einem besseren Ort machen. Die besten Manieren waren höchstens gerade gut genug: die passende Kleidung, die treffenden Worte, die richtige Hunderasse, das stilgerechte Vokabular. Alles musste korrekt und perfekt sein. Gefühle zu zeigen, gehörte sich nicht, Diskretion war Ehrensache. Benehmen und Manieren sollten die Familie von den übrigen Gesellschaftskreisen abheben. Umso mehr empfand es Betty als ungerecht, dass ihre fünf Jahre jüngere Schwester Renée, das Nesthäkchen, einer weitaus weniger rigorosen Erziehung folgen musste.

Zwar bekamen Söhne und Töchter eine gleichwertige Ausbildung, doch der Herr des Hauses musste in den Mittelpunkt gestellt werden. Betty lernte: Den Männern gehörten Glanz und Bühne, das erste und letzte Wort. Eine Frau hatte den Mann glücklich zu machen.

Um eine gewinnbringende Verheiratung generationenübergreifend zu sichern, sorgten die Eltern für die edelste Schulung des Verhaltenskodex ihres Standes. Sie umfasste das Wissen um höfisch-royale Zeremonielle, gesellschaftliche Bräuche und ungeschriebene Konventionen sowie jegliche Rang- und Tischordnungen auf jedem Parkett, ob jene des Hochadels, des Kaisers oder der Diplomatie.

Nur selten durfte Betty das Haus verlassen - und nie ohne Begleitung. Gerne hätte sie ihre langen Haare offen getragen, sich mehr draußen im Park und unter Leuten aufgehalten. Ihre unbändige Lebenslust passte ihrer Mutter nie. Die Baronin kümmerte es nicht, dass sich ihre nun älteste Tochter des Hauses alleine fühlte. Ihr manchmal eisiger feindseliger Blick ließ die Gouvernanten Betty mit standesgemäß disziplinarischer Hand erziehen und die polyglotte Bildung kontrollieren. Wenn Mutter etwas nicht passte, züchtigte sie Betty, stellte sie bloß oder bestrafte sie, selbst vor allen am Tisch, an dem sie nun als ältere Tochter hin und wieder wie die Erwachsenen essen durfte. Manches Mal hob Mutter sogar den Stock drohend in die Luft. Betty fürchtete sich vor ihr.

Eines Tages, als Betty den Eindruck hatte, ihre Mutter sei gut gestimmt, wagte sie sich, sie um Hilfe zu bitten. «Maman, würden Sie bei passender Gelegenheit Vater fragen, ob ich ihn ab und zu begleiten dürfte und er mich wie Henri in das Bankenwesen einführen würde?»

Sie bereute ihre Frage sogleich, denn Mutter schimpfte mit ihr, wie sie es noch nie getan hatte. Ihre Stimme tönte wie Peitschenhiebe.

«Wie immer», keifte sie, «zeigst du weder Manieren noch Respekt. Nie wirst du eine richtige Baronin, die weiß, was sich gehört. Es wird Zeit, dass ich dafür Sorge, dass du an den richtigen Platz kommst. Dein scharfer Verstand und dein logisches systematisches Denken sind deine Feinde.»

Betty zitterte am ganzen Leib und verkrampfte sich zu einer steifen Statue.

«Ja, ich werde mit Vater reden, aber anders, als du es dir vorstellst», beendete Mutter das Gespräch, nun ruhiger, und befahl der Gouvernante, Betty ins Zimmer zu bringen.

Jegliches Missachten der ungeschriebenen Regeln wurde zurechtgewiesen. Jedes Wort musste Betty mit Bedacht wählen, über Probleme oder Gefühle zu sprechen, war undenkbar. Sie lernte, sich stets zu kontrollieren. Niemals durfte sie im Sitzen die Beine übereinanderschlagen. Jeder Schicksalsschlag musste erhobenen Hauptes ertragen werden und das Äußerliche hundertprozentig stimmen. Niemals durfte sie weder bei sich noch bei anderen Menschen eine Unvollkommenheit tolerieren.

Besondere Tage für Betty waren, wenn Tante Aline, Mutters Schwester aus London, und deren Tochter Sybil zu Besuch waren oder Betty gleichzeitig mit ihnen in Paris bei ihren Großeltern Cécile und Gustave weilte. Da Alines Mann, Sir Albert Abdullah David Sassoon, politisch und geschäftlich weitum engagiert war, reiste Bettys Tante oft ohne ihn. Aline nahm Betty gerne mal in die Arme, las ihr vor, erzählte ihr von sich und ihren Abenteuern; etwa jenen, in denen sie die Frauen und ihre Rechte zu stärken half. Aline war im Gegensatz zu ihrer Mutter modern, was Betty sehr imponierte; sie war für Betty das Vorbild einer rebellisch-kämpferischen und unabhängigen Frau. Betty wollte so werden wie sie.

Doch ihre Eltern setzten auf eine traditionelle universitäre Bildung. Auch das Zedaka-Gebot, eine uralte jüdische Tradition der religionsgesetzlich verankerten sozialen Mildtätigkeit, war zentral, gleichsam Kunst und Musik. Die exklusivsten Lehrer unterrichteten Betty als Heranwachsende im Stadtpalais in Mathematik, Französisch und Englisch in Wort und Schrift; ebenso in

den Themen Wirtschaft, Geografie und Politik. Pflichtstoff waren weiterhin Völkerkunde und -recht, Geschichte und Allgemeinwissen, Literatur, die jüdische Religion und jüdische Traditionen.

Obwohl sie musisch wenig talentiert war, lernte sie weiterhin Cembalo, Geige und Harfe spielen und bekam Unterricht in klassischer Musik. Immer mehr fragte sie sich, was eigentlich ihre Aufgabe sein würde und wofür sie da sei, wenn sie nicht wie Henri in der väterlichen Bank und in Geschäften tätig sein dürfte.

Stattdessen musste sie werden, was sich für eine Dame des Hauses zierte: manierlich, grazil und humorvoll, eine perfekte Gastgeberin. Häkeln, musizieren, malen und lesen galt als standeswürdig, dagegen kam kochen oder haushalten niemals in Frage. Betty verinnerlichte das Einmaleins einer brillanten Hausherrin. Sie lernte die Qualitäten, die es braucht, um Bedienstete anzuleiten und einen kulturellen Salon zu führen, der dem Geistigen und Musischen gleichermassen diene wie der Politik und der Macht.

Einem Beruf gleich studierte Betty ein, was dies hieß: liebenswürdig und fähig sein, sich für alle zu interessieren, den Anwesenden die volle Aufmerksamkeit zu schenken, verschiedenartige, aber sich Verstehende zusammenzubringen und die Anwesenden geistig anzuregen. Es galt, die Geschichten der Gäste zu memorieren und mit Humor eigene einzubringen, Gespräche im Fluss zu halten und die psychologische Seite der Politik zu beherrschen. Lehrer befähigten Betty darin, Beziehungen zu knüpfen, um einen außerordentlich intelligenten und weltbewegenden Einfluss auf die Ereignisse zu erwirken.

Dies alles bezweckte letztlich, dem Mann jene Welt zu schaffen, die er sich wünscht und ihm und seinen Geschäften dient. Die Mädchen mussten perfekte Frauen

und außerdem gesunde starke Mütter werden - von möglichst männlichen Stammhaltern.

\*

Zurück vom Spaziergang mit Scrumpi im Park betritt Betty die Loggia, wo die Sonne sie durch den Mantelstoff hindurch wärmt. Die gedeckte Terrasse an der Südfassade der Herrschaftsvilla ist einer ihrer Lieblingsorte und ein Knotenpunkt beim Kommen, Gehen und Verweilen.

In den letzten 39 Jahren, in denen ihr das <Gwatt> gehört, treffen sich in den wärmeren Monaten in der Loggia oder im Garten, umgeben von Clematis und Rosen, Freunde und Verwandte von überallher. Meistens blieben sie für ein paar Stunden, manchmal blieben sie mehrere Tage und übernachteten bei ihr. Oft war den Gästen ein Leben im Exil gemein: die diplomatische Welt oder ihre Wurzeln aus hochadligem Hause. Betty legte Wert auf das standesgemäße Benehmen und die nötige Bildung. Nationalität, Religion oder sexuelle Ausrichtung eines Menschen spielten für sie hingegen keine Rolle. Ebenso wenig ließ sie sich beeindrucken, wenn rassistisch oder politisch Verfolgte bei ihr zu Gast waren.

Bei Betty trafen sich Prinzessinnen, Grafen und Künstler genauso wie Diplomaten, Flüchtlinge, und Judenretter oder US-Geheimdienstoffiziere, Wimbledon-Tennisspielerinnen und Autorennfahrer. Vom französischen Maler Marc Chagall über die schwedisch-amerikanische Leinwandlegende Greta Garbo und den deutschen Schriftsteller Carl Zuckmayer, vom georgisch-russischen Pianisten Nikita Magaloff über die Fürstin Elsa von Liechtenstein zum monegassischen Fürst Rainier, vom deutschen Widerständler Alexander von Stauffenberg bis zum US-amerikanischen Geheimdienstchef Allen Welsh Dulles - alle waren sie bei ihr zu Gast.